

Die »seltsame Mischung«

Eine Wortmeldung zum Aufsatz von Andrea Strübind
über das Diakoniewerk Tabea im ›Dritten Reich‹

Adolf Pohl

Der Aufsatz in der ZThG 5 (2000), 66-98 ist ein Abdruck aus der Tabea-Festschrift von 1999 zum 100-jährigen Jubiläum des Hamburger Diakoniewerkes, ergänzt um einen Schlussabschnitt.¹ Mir liegt daran, festzustellen,

- dass ich es ohne Einschränkung gut finde, wenn in Jubiläumsschriften nicht nur gejubelt wird;
- dass die Verfasserin ohne Schwarz-Weiß-Malerei einen sachlichen Beitrag auf breiter Quellengrundlage lieferte;
- dass sie auch bei der Beurteilung meines Vaters Paul Pohl, der in diesem sicher schwersten Abschnitt der hundertjährigen Tabea-Geschichte als Direktor Verantwortung trug, keine Überschärfe walten ließ;
- dass Christen nicht die Aufgabe haben, Tatsachen zu leugnen;
- dass es zu unserer Kultur gehört, einem irgendwie unter Anklage Geratenen auch einen Verteidiger zuzugestehen;
- dass es von alters her von einem Sohn erwartet wird, dass er seinen Vater ehrt.

Ferner weise ich daraufhin, dass ich selber vom sechsten bis zum achtzehnten Lebensjahr, also die zwölf Jahre von 1933 bis 1945, in Hamburg und dann nach einer nur kurzen Pause noch einmal 39 Jahre von 1950 bis 1989 in der DDR unter einer Diktatur gelebt habe. Das spielt für meine Wortmeldung eine Rolle und sollte mir sogar eine Stimme verleihen. Vielleicht gelingt es mir, für ein verstehendes Erfassen dieser Jahre eine Zuarbeit zu leisten.

Einstieg sei eine Zwischenbilanz auf S. 72² über die Haltung der damaligen Oberin von Tabea, Frau Elisabeth Kapitzki, die aber für die ganze Gemeinschaft stehen kann. Die von mir kursiv gesetzten Wendungen liefern hier Überschrift und Zwischenüberschriften:

Die Äußerungen der Oberin stellte eine *seltsame Mischung* aus freudiger Bejahung der NS-Staates und einer apolitischen, auf die religiöse *Innerlichkeit* fixierte

¹ Vgl. A. Strübind, Dienst am Volk. Das Diakoniewerk Tabea und das ›Dritte Reich‹, ZThG 5 (2000), 66-98.

² Seitenangaben ohne Fundstelle beziehen sich auf den Aufsatz in der ZThG 5.

Frömmigkeit dar. Sie argumentierte einerseits unter Zuhilfenahme der NS-Propaganda; gleichzeitig werden die Schwestern vor den Konsequenzen einer möglichen Überwachung durch das Telefon gewarnt. *Angst vor dem totalen Staat* und *naive Begeisterung* stehen in einem unausgewogenen Verhältnis zueinander.

Diese Sätze sind zunächst völlig in Ordnung. Es ist schon seltsam, wie sich da politische Parteinahme mit politischer Gleichgültigkeit und begründete Angst vor dem totalen Staat mit leichtgläubiger Begeisterung für diesen Staat mischte. Wiederum – ist dies alles nur seltsam? Was hier rein begrifflich gegeneinander steht, könnte dennoch irgendwie zusammengehören. Das Thema verdient eine allseitige Durchleuchtung. Im Folgenden lassen wir die markierten Stichpunkte auf uns wirken.

1. »Angst vor dem totalen Staat«

Menschen funktionieren in einer Diktatur anders als in der offenen Gesellschaft einer Demokratie, denn sie werden anders. Veränderungen setzten schon ein, sobald sie die Diktatur auch nur besuchsweise zu schmecken bekommen. Wenn unsere offiziellen Gäste aus Westdeutschland bzw. aus dem nicht kommunistischen Ausland die Grenzkontrolle passierten, vor allem die gelegentlichen behördlichen Empfänge absolvierten, waren sie mindestens so höflich wie wir, fanden auch Dank und Lob für allerlei Positives am Gastland. Bei gelegentlichen Empfängen saßen wir als ihre Begleiter an ihrer Seite und nickten wohlgefällig, während sie mit den Herren von Behörde und Geheimdienst Artigkeiten austauschten. Wenn sie auch in eleganter Liebenswürdigkeit kritische Fußnoten anzubringen verstanden, haben sie jedenfalls nicht »über das Unrecht geschrien«, um mit Bonhoeffer zu reden, obwohl sie dank ihrer freien Presse über dies Unrecht weit besser informiert waren als wir Inländer. Dabei stand für ihre Sicherheit nicht viel auf dem Spiel, höchstens, dass ihnen ein zweites Mal die Einreise verweigert worden wäre. Fehlte ihnen etwa der persönliche Mut? Das darf man nicht unterstellen. Sie hielten an sich, um unsern Gemeinden in der DDR nicht zu schaden. Es leitete sie das später gern kritisierte Motiv »Sicherung des eigenen Werkes«. Wenn sie unser Land wieder verließen, hatten sie getan, was sie konnten. Über die restlichen Probleme mochten sich die Zurückbleibenden, die ihnen nachwinkten, ihren eigenen Kopf zu zerbrechen.

Diese Skizzierung eines Gastbesuchs in der DDR mahnt, auf dem Teppich zu bleiben, wenn man vom Leben unter Diktatur spricht.³ Das gilt

³ Wie ein Aufschrei liest sich der Leserbrief von A. Schaper, langjähriger Gemeindeleiter in Potsdam, in: Die Gemeinde (1997), Nr. 29/30, 24. Er wehrt sich, permanent als Angepasster verdächtigt zu werden. Das gesamte Leben in der DDR mit allen Erscheinungsformen habe natürlicherweise mit »Anpassung« zu tun gehabt. »Ich stehe dazu und erkläre, dass ich angepasst gelebt habe.«

doppelt, wenn Personen ins Visier kommen, die innerhalb eines solchen Machtbereichs diakonische Einrichtungen repräsentierten und denen viele Hunderte relativ hilfloser Menschen vertrauten und für die bisher ungeahnte Probleme zum täglichen Brot wurden und »schlaflose Nächte« bereiteten (71).

Eine Demokratie lebt davon, dass die Regierenden Angst vor dem Wähler behalten, die Diktatur aber davon, dass die Bevölkerung genug Angst vor der Regierung hat. Das »Dritte Reich« war nun eine Diktatur ganz besonderen Schlages. Wir werden unsern Vätern nur gerecht, wenn wir uns den Fakten stellen, die für sie besonders in den Anfangsjahren 1933/34 unentrinnbare Gegebenheit wurden.

Hitler war, als er am 30. Januar 1933 beauftragt wurde, eine Koalitionsregierung zu bilden, überhaupt nicht der Typ, den die Masse der Wähler mochte. Seine Partei hatte in der vorangegangenen Reichstagswahl vom 6. November 1932 nur 33,1% Stimmen gewinnen können.⁴ Doch er missbrauchte diese demokratische Regierungsübertragung für eine beispiellose »Machtergreifung«. Schon vier Tage später, am 3. Februar, eröffnete er in einer vertraulichen Rede vor Befehlshabern der Wehrmacht, dass er die parlamentarische Demokratie abschaffen werde. Gegner würde er nicht dulden. »Wer sich nicht bekehrt, muss gebeugt werden.«⁵ Genau dies zog er in einem blitzartigen Manöver durch. In Parlamenten, Länderregierungen, Justiz, Verwaltung, Universität und allen möglichen Körperschaften brachte er »braune« Gefolgsleute in die Schlüsselstellungen, oft genug durch Straßenterror.

Keine vier Wochen später, am 28. Februar, hatte er die demokratischen Grundrechte durch das noch bestehende Parlament selbst außer Kraft setzen lassen. Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Post-, Brief- und Telefongheimnis, Unverletzlichkeit von Eigentum und Wohnung, ja von Leib und Leben waren dahin. Personen, die nicht gefielen, konnten ohne Beweise in ein Lager eingeliefert werden. Schon in den ersten Märztagen 1933 arbeiten mehrere solcher Lager in der Umgebung von Berlin. Hunderte von Mordaktionen⁶ blieben nun ohne ernst zu nehmendes gerichtliches Nachspiel. Bald herrschte in der gesamten

⁴ Noch bei den Neuwahlen zwei Monate später (5. März) gaben ihm trotz ungeheurer Mobilisierung der Propaganda, trotz Ausnahmezustand und Terror nur 43,9% ihre Stimme; H.-U. Thamer, Nationalsozialismus I. Von den Anfängen bis zur Festigung der Macht, in: Informationen zur politischen Bildung, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1996, H. 251, 31.39.

⁵ Nach einem Stichwortprotokoll, a.a.O., 35.

⁶ Exemplarisch die Röhm-Affäre am 30. Juni 1934: »Hitler selbst eröffnete die Aktion. Im Morgengrauen des 30. Juni 1934 raste er mit seiner Wagenkolonne [...] nach Bad Wiessee, wo er, mit der Reitpeitsche in der Hand und ganz von Rachegefühlen besessen, Röhm (den SA-Führer) und seine Unterführer überraschte, sie verhaften und ins Justizgefängnis nach Stadelheim bringen ließ. Dort und im Lager Dachau wurden am Abend des 30. Juni etwa 200 hohe SA-Führer ohne Verfahren von SS-Männern erschossen.« (A.a.O., 55).

Gesellschaft das Furcht einflößende Gefühl, einem Apparat ausgeliefert zu sein, der in einem rechtsfreien Raum agiert. Zwar entzog erst 1936 das Gestapogesetz in aller Form staatspolitischen Aktionen der richterlichen Nachprüfung, was man aber schon längst vorher praktizierte. »Die Gestapo selbst (konnte) entscheiden, welcher Tatbestand als politisch galt und wer als gefährlicher Staatsfeind zu verfolgen war.«⁷ Ich erinnere mich, wie die Erwachsenen ihre Stimme dämpften, wenn sie vom »KZ« sprachen, und dabei auch nur diese beiden Buchstaben aussprachen. Die aber taten auf der Stelle ihre Wirkung. Zudem gewannen die ungezählten brutalen Übergriffe der ersten beiden Jahre erst nach 1945 Öffentlichkeitsrang. Bis dahin konnten sie darum auch nicht dies Entsetzen hervorrufen, das uns heute packt. Natürlich gab es um diese Ereignisse herum Betroffene, Informierte und Empörte. Es gab hier und da Zirkel, in denen man »mehr wusste«. Doch konnte die Kritik mangels einer freien Presse nicht öffentliche Gestalt und Wirkung annehmen.⁸ Insgesamt lebte im Inland eine weithin uninformierte Gesellschaft, die nun manipuliert werden konnte.

Nach einem halben Jahr konnte Hitler »sich rühmen, alles, was in Deutschland außerhalb der nationalsozialistischen Partei existierte, zerstört, zerstreut, aufgelöst, angegliedert oder aufgesaugt zu haben. Einer nach dem anderen musste sich (Presse, Parteien, Juden, Kirchen) unter sein Gesetz beugen [...], und er hat diese Partie mit geringem Aufwand gewonnen: Er musste nur pusten – das Gebäude der deutschen Politik stürzte zusammen wie ein Kartenhaus.«⁹

So regierte in Deutschland die Angst mit, was von den Regierenden ohne Frage einkalkuliert war. Weil Menschen sich fast an alles gewöhnen, gewöhnen sie sich auch an diese allgemeine Angst. Als Selbstschutz hält man sich an die Devise: Nur nicht auffallen! Masse macht verhältnismäßig sicher. Bis dann diese Angst bei irgendeiner Gelegenheit als konkrete Bedrohung auf einen persönlich zutritt! Unter dieser echten Angst bleibt von einem Menschen nicht viel übrig. Was unter diesen Umständen dennoch an Alltagstapferkeit ausgelebt wurde, ist schon des Gedächtnisses und des Dankes wert.

⁷ H.-U. Thamer, Nationalsozialismus II. Führerstaat und Vernichtungskrieg, in: Informationen zur politischen Bildung, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2000, H. 266, 14.

⁸ Später, im Krieg, hörte in meiner Umgebung niemand den bei Todesstrafe verbotenen »Feindsender« BBC-London. Er spielte für uns praktisch keine Rolle.

⁹ Das Zitat aus einem Bericht des französischen Botschafters in Berlin, André François-Ponçet, an seine Regierung in Paris; bei Thamer, Nationalsozialismus I, 3.

2. »Naïve Begeisterung«

Die Reaktion der Bevölkerung dann doch in dieser Form gehört in den Rahmen des »deutschen Rätsels«, als das man den rasanten Aufstieg Hitlers in der ersten Phase bezeichnet hat. Dies Rätsel wiederum steht in einem Zusammenhang mit dem europäischen Rätsel: Europa ließ Hitler gewähren, so dass er seine innenpolitischen und außenpolitischen »Erfolge« einsammeln konnte. Mit dem Prinzip Alles oder Nichts¹⁰ erpresste er laufend die internationale Gemeinschaft, brach ungestraft volle sechs Jahre lang einen Vertrag nach dem andern, bis England und Frankreich am 3. September 1939 als Antwort auf Hitlers Überfall auf Polen endlich ihre Beschwichtigungspolitik (appeasement) aufgaben und den Krieg erklärten.

Doch ich verenge jetzt den Blickwinkel auf Erscheinungen im eigenen Lebenskreis. A. Strübind stellt in ihrer Arbeit dar, dass der Direktor und mit ihm seine Schwestern, die er unermüdlich aufrichtete und ausrichtete, in einer Hinsicht ganz und gar nicht naiv waren, nämlich hinsichtlich des herrschenden Rassenwahns.¹¹ Gegenüber dieser Ideologie, die durch Angriffe in der Presse, durch Vorschriften für die Schwesternausbildung und durch Schikanen im Krankenhausalltag offensiv gegen die Diakonie vorgetragen wurde, »erkannte vor allem Paul Pohl den antichristlichen Charakter des Nationalsozialismus sehr früh«. »Außerordentlich kritisch und mutig äußerte man sich im Weltanschauungskampf gegen die völkische Ideologie und ihre Auswirkungen im Blick auf kranke und behinderte Menschen« (95). Er »analysierte kenntnisreich den Totalanspruch der NS-Diktatur«, er übte »eine schonungslose und zugleich hellsichtige Kritik am Neuheidentum« (80). In einem öffentlichen Konferenzvortrag geißelte er 1935 die hohlen Phrasen seiner Zeit: »Viele liebe Volksgenossen berauschen sich an dem Trugschluss, dass jedes ethische Hochziel dem blutreinen und reinrassigen Menschen ohne weiteres zugänglich wäre [...] Die Gemeinde denkt hier viel realistischer als die Welt.«¹² Nicht weniger riskant war ein Traktat zur Frage »Ist die Diakonie lebensbejahend?«, das noch 1938 in Kassel gedruckt wurde. Es endet

¹⁰ Hitler kurz vor Kriegsbeginn am 29. August 1939 gegenüber der warnenden Stimme Görings: »Ich habe in meinem Leben immer Vabanque gespielt.« bei *Thamer*, Nationalsozialismus II, 46.

¹¹ Dies war wohl die einzige Idee, der Hitler durchgehend treu blieb. Sie bezeugte er schon 1924 in »Mein Kampf«, und noch am 19. März 1945 befahl er aus seinem Bunker unter der Berliner Reichskanzlei die vollständige Zerstörung der deutschen Wirtschaft. »Der Rassenideologe sah keinen Grund mehr für die Erhaltung eines Volkes, das im Lebenskampf seiner Meinung nach unterlegen war.« »Das Deutsche Volk habe versagt; es habe das Schicksal verdient, das es jetzt erwarte. Auch in seinem politischen Testament, das er angesichts der vorrückenden Roten Armee formulierte, blieb er der Ideologe und radikale Rassenantisemit, der er immer war.« Bei *Thamer*, Nationalsozialismus II, 63, vgl. 39 und 56.

¹² A. Strübind, Die unfreie Freikirche. Der Bund der Baptistengemeinden im ›Dritten Reich‹, Neukirchen-Vluyn 1991, 195-196.

mit einem prophetischen Klang: Es gäbe eine »Gottesgewissheit, ohne die eines Tages alle sonstigen Lebenswerte zerfielen wie ein auf Sand errichteter Bau«. Dieser Zusammenbruch war wenig später vor aller Augen. Wieso dann aber doch diese »naive Begeisterung«, die der hier besprochene Aufsatz tatsächlich auch für Paul Pohl belegt? Mir scheint, dass hier zwei Ansätze zusammentrafen.

Zunächst eine Erinnerung aus meinem sechsten Lebensjahr. Wir wohnten damals mitten im Stadtteil Hamburg-Altona. Eines Morgens, als die Familie sich zum Frühstück versammelte, unterhielten sich meine Eltern und die Hausgehilfin sichtlich beunruhigt, noch stehend vor dem Tischgebet. Es hatte letzte Nacht eine wilde Schießerei gegeben. Sie ist inzwischen als »Altonaer Blutsonntag« vom 17. Juni 1932 in die Geschichtsbücher eingegangen. In einer Straßenschlacht zwischen den »Roten« und »Braunen« hatte es 17 Tote gegeben. Damals bekam ich atmosphärisch etwas mit von dem, was für meine Eltern ein Jahr später zu Gunsten Hitlers in die Waagschale fiel, nämlich ihr sehnliches Verlangen nach einer Ordnungsgewalt. Dieser Mann schuf endlich, nach all dem Wirrwarr der Weimarer Republik, Ordnung auf den Straßen und im Land. Er rettete Deutschland vor den »Untiefen des bolschewistischen Chaos«, schrieb mein Vater 1934. Dies Verlangen in seiner Einseitigkeit, ohne von der Politik im Einzelnen etwas zu erwarten, war weit verbreitet. Neunzehn Regierungswechsel in den vierzehn Jahren von 1919 bis 1933 hatten an der Politikwilligkeit weiter Kreise Raubbau geübt. Schon der letzte Kaiser hatte das Parlament im Berliner Reichstag als »Quasselbude« und »Affenhaus« verachtet; aber spätestens jetzt, nach diesem Anschauungsunterricht, schloss sich ihm die allgemeine Stimmung darin an (vgl. 78). »Diese innere Distanz zur Weimarer Republik war für die Mehrheit der Baptisten typisch.« (69, Anm. 10)¹³

Was speziell bei meinem Vater die Abwehr alles Chaotischen, alles zerstörerischen, wüsten, sprunghaften, unaufgeräumten, undisziplinierten Wesens instinktiv verstärken musste, war sein ausgeprägtes Harmoniebedürfnis. Jemand sagte mir, er habe keinen Baptistenprediger kennen gelernt, der so vornehm gekleidet war, auftrat und sprach wie er. Er nahm keinen Kraftausdruck in den Mund, machte keine wilden Bewegungen, sprang nicht stürmisch eine Treppe hinauf und betrat kein Haus ohne sorgfältige Benutzung des Fußabtreters. Hans Luckey, sein Klassenkamerad vom Seminar und langjähriger Weggenosse, hat es im Nachruf so dargestellt: »Wer unserm heimgegangenen Bruder begegnete, traf ihn so,

¹³ Ein Leitsatz, der 1933 in Berlin einer baptistischen Bundesversammlung vorgelegt wurde, lautete: »Das demokratische und parlamentarische Prinzip ist vom neuen Staat geächtet worden [...]. Es fördert Verzettelung und Zersplitterung und hemmt die geschlossene, verantwortungsbewusste Aktionskraft.« Bei G. Balders, Heilige Gefolgschaft. Über das »Führerprinzip« im Bund der Baptistengemeinden am Anfang des Dritten Reiches, in: ThGespr (1979), 3-5.

dass er immer stehenden Fußes mit ihm zu einer Feier hätte einkehren können. Er war nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich hoch empfindlich gegenüber einer jeden Verletzung oder Befleckung oder gar Erniedrigung. Das haben nicht alle gesehen und nicht immer verstanden [...] Wenn er auf der Kanzel erschien, trat er feierlich auf, zeigte in seiner Sprache Würde, drückte sich im Gebet gewählt aus, so dass wir aus dem Alltag in den Sonntag hineingeholt wurden, denn das Alltägliche, Banale, Anstößige blieb draußen.«

Um einen zweiten Ansatzpunkt für das Verhalten meines Vaters zu verdeutlichen, greife ich noch weiter zurück, nämlich auf das Tagebuch des 20-Jährigen. Als junger Baptist aus einer Essener Arbeiterfamilie, der auch als Soldat Tag für Tag aus der Schriftlektüre lebte und seine Kameraden immer auch unter missionarischen Gesichtspunkten sah, spiegelt zugleich in rührender Schlichtheit die deutsch-nationale Gestimmtheit seines Umfeldes wider. Nachdem er Ende 1914 eingezogen worden war, rückte seine Truppe am 23. Januar des folgenden Jahres zum Einsatz im Schützengrabenkrieg in Frankreich aus.

»Vormittags Bataillonsappell. Der Kommandeur richtete herzliche, ernste Worte an uns: Wir sollen vor allen Dingen mit dem nötigen Gottvertrauen hinausziehen, uns als Männer zeigen und stets daran denken, was auf unserm Koppelschloss steht: ›Gott mit uns!‹ Nachmittags 2 h Antreten zum Abmarsch. Unser Oberleutnant richtete liebevolle väterliche Worte an uns, die mir besonders nahe gingen; denn er erwähnte etwas von jenem Leben. ›Ihr zieht nun hinaus, um für unser geliebtes Vaterland¹⁴ euren Mann zu stellen. Ich glaube, dass ihr viel gelernt habt, denn ihr seid lange genug und gut ausgebildet. Ihr habt euch angestrengt. Denkt aber auch daran, um was es sich jetzt handelt. Solltet ihr in den Tod gehen, so lasst euch gesagt sein, wer für das Vaterland stirbt, hat lange genug gelebt. Dann werdet ihr ewig leben, in der Menschheit und bei Gott. Der Tod ist kein Verlust, denn wir müssen doch einmal zu dem, von dem wir gekommen sind. Die Seele geht zu Gott [...]‹ So ungefähr sprach er und mir kamen unwillkürlich die Tränen in die Augen.«

Nun schleppten sie sich mit schweren Tornistern und Schanzgerät zum Bahnhof. Im Zug konnte er endlich einen Brief seines Predigers lesen. Der rief ihm das Bibelwort Richter 6,12 zu: »Der Herr sei mit dir, du streitbarer Held!« Auf allen deutschen Bahnhöfen gab es zur Begrüßung Hornsignale, dazu Liebesgaben der Bevölkerung. »Man fühlte sich gehoben bei der Begeisterung. Lieb Vaterland magst ruhig sein!« Abends ging es über die belgische Grenze. »Hier sind fast alle Häuser zerschossen. Alles macht einen öden, traurigen Eindruck. Unser Volk sollte Gott auf den Knien danken, dass er unser Land vor den Kriegsspuren bewahrt hat.« »Wenn ich die weiten Fluren überschaue, erkenne ich die Größe der Leistung unserer Truppen in der Eroberungszeit.«

¹⁴ Weder in seinem Tagebuch von 1913-1915 noch in dem von 1919-1932 erwähnt er den deutschen Kaiser auch nur ein einziges Mal. Blickpunkt ist immer das Vaterland.

Er schildert dann die mörderischen Verhältnisse im vordersten Graben. Unter stundenlangem Trommelfeuer zittern alle. »Wir können nichts tun, als uns im Schützengraben stillverhalten und der Hand Gottes anbefehlen.« »Ich habe mit meinem Leben abgeschlossen, doch ist mir so, als ob die Gewissheit in mir siegte: ›Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen.‹« Er entdeckt einen anderen Soldaten, der gläubig ist. Sie singen zusammen leise in der Nacht: »Ich weiß einen Strom, dessen herrliche Flut [...]« Aber es meldete sich bei ihm auch eine neue Nachdenklichkeit. »Während ich so einsam an der Schießscharte stehe, zieht der grausame Kriegszug, die Weltlage, das Reich Gottes in Gedanken an mir vorüber.« »Ich bekenne selbst, dass ich kein rechter Krieger bin und auch aus nahe liegenden Gründen keiner sein kann [...] Ich muss sagen, dass mir die Begeisterung, auf Menschen loszugehen, fehlt und darum leide ich seelisch sehr. Ich bin gezwungen, mit Mordwaffen gegen unsterbliche Menschenseelen zu hantieren. Ich sehe das Ende (dieses Zustandes) herbei.«

Nur insgesamt knapp vierzehn Tage lag er an vorderster Front. Dann brach seine Gesundheit so nachhaltig zusammen (Tbc), dass er bis Kriegsende nicht mehr Front tauglich wurde und noch in seiner Hamburger Seminarzeit ständig mit Schwäche und Anfälligkeit lavierte. Dann im Lazarett, noch in Frankreich, hört er vom deutschen Sieg im Osten. »Vorgestern Abend: 2600 Russen gefangen!« »Aus Anlass des großen Sieges über die Russen spielt von 11-12 h auf dem Marktplatz die Kapelle; von 12-1 h läuten die Glocken. Alle Mannschaften, die nicht zu schwer krank sind, treten 10.40 h an, um zum Marktplatz geführt zu werden! Aller Augen leuchteten. O möge Gott, dem aller Dank gebührt, Dank bekommen, denn unser Volk ist zu ernst bedrängt, als dass es Gottes vergessen sollte. – Im Feindesland läuten Glocken deutsche Siege! Wunderbar, kräftig Zeugnis gebend der französischen Bevölkerung von dem, dass wir auch im Osten siegen dürfen. Der beste Gegenbeweis aller feindlichen Lügen.« Dann endlich: »Deutscher Boden, und wie ganz anders, wie herrlich. Das Herz schlägt höher. Im lieben Vaterland herrscht mit Recht höhere Kultur, was Menschen und Gegend anbetrifft. O, wie tief steht Frankreich. Auf mich hat's traurige Eindrücke gemacht.«

Hier haben wir die romantisch-konservative Vorstellungswelt aus dem Deutschland schon des frühen 19. Jahrhunderts mit ihrer deutlichen Schlagseite zur deutschen Überheblichkeit. Eben sie verhinderte auch die Einsicht in die militärische Niederlage des ersten Weltkriegs (Dolchstoßlegende!) und verhinderte die Rückkehr in die Völkergemeinschaft in Bescheidenheit. Es herrschte das Beleidigtsein der »Besseren«, die doch eigentlich den Sieg verdient hätten. Hitler verstand es, diese Gefühlsströme zu erfassen und über seine Mühlen zu leiten. Nun hieß es, den Versailler »Schandvertrag« zu revidieren und »die nationale Ehre und die Souveränität des Reiches« wiederherzustellen. In diesem geschlossenen Denkgewölbe erlebten wir dann auch den Zweiten Weltkrieg und stellten alles zu-

rück um des Vaterlandes willen. Darin war dann auch die Hinnahme des Führer-Nimbus eingeschlossen, wozu noch einmal auf die grandiose Informationslenkung¹⁵ hinzuweisen ist. »Damit war es der Bevölkerung nur noch schwer möglich, hinter die Scheinwelt der Propaganda und der Masseninszenierungen zu blicken und sich der Durchdringung des Alltags durch nationalsozialistische Symbole und Phrasen zu entziehen.«¹⁶ Alles Gute wurde Hitler zugeschrieben, alles Schlechte Heinrich Himmler und der SS. Zutreffend heißt es auf S. 80: »Aus dem Kampf gegen die völkische Bewegung nimmt er [...] den Führer aus.« Diesem deutsch-nationalen Sinn schmiegte sich sein oben dargestellter ausgeprägte Ordnungssinn eng an. Beides zusammen ergab jene »Begeisterung« für Volk und Vaterland, die bei ihm schon im ersten Weltkrieg zu Tage trat und die trotz politischer Zusammenbrüche und Umbrüche ab 1918 und auch nach 1933 durchhielt. Sie ist nicht einfach naiv, sondern tief eingelassen in überkommene Denkweise und Mentalität.¹⁷ Als ihm einmal zu Ohren kam, dass ein HJ-Führer ihn auf Grund eines Elternbesuchs bei uns als »Gegner« einstuft, reagierte er empört: »Wir sind doch die besten Deutschen!«

Ein besonderes Anliegen ist mir die historisch seriöse Bewertung der damaligen Zeremonielle. Ruft heute jemand laut »Heil Hitler!« und »Sieg Heil!« und zeigt die Hakenkreuzfahne, erfüllt er einen Straftatbestand und hat sich als Rechtsradikaler erwiesen. Heute jedoch ähnliche Vorgänge von Seiten eines Christen in der Hitlerzeit kommentarlos als bestürzende und belastende Fakten zu notieren, wäre anachronistisch, also nicht wirklich historisch. Man verfremdete so das Damals und damit auch seine Inhalte. Diese Indizien besaßen damals eben nicht die gleiche Aussagekraft wie heute. Briefe an Behörden oder für die Augen von Behörden, Feierlichkeiten unter Mitwirkung von Behörden unterlagen dem öffentlichen Zeremoniell. Natürlich hätte man dies Ritual auch brechen können, wie man auch heute Rituale brechen kann (etwa wenn jemand zu seiner Vereidigung als Minister vor dem Bundestag in Turnschuhen erscheint), aber das hat in einer Diktatur einen völlig anderen Rang als in einer offenen Gesellschaft. Wer eine christliche Gemeinschaft, die ihren Weg unter dem Joch eines totalen Staates finden muss, zu einer öffentlichen Brüstung auffordert, fordert sie zum kollektiven Selbstmord auf.

¹⁵ Wie sehr man ihr erlag, zeigt ein Rundbrief an die Schwestern vom 5.9.1939: Es habe vor dem Einmarsch in Polen die Gefahr bestanden, »von Polen überschwemmt zu werden«.

¹⁶ Thamer, Nationalsozialismus II, 20.

¹⁷ »Was steckt eigentlich hinter der Klage über die mangelnde Zivilcourage? Wir haben in diesen Jahren viel Tapferkeit und Aufopferung, aber fast nirgends Zivilcourage gefunden, auch bei uns selbst nicht. Es wäre eine zu naive Psychologie, diesen Mangel einfach auf persönliche Feigheit zurückzuführen. Die Hintergründe sind ganz andere [...]« So beginnt Dietrich Bonhoeffer eine lesenswerte Analyse von 1943, in: Widerstand und Ergebung, Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hg. von E. Bethge, Gütersloh 1985, 12f; hier zitiert nach W. Benz, Deutscher Widerstand 1933-1945, in: Informationen zur politischen Bildung, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1994, H. 243, 20.

Dietrich Bonhoeffer hat sich dazu *nicht* entschließen können. In einer bestimmten Lage hat er stramm dagestanden und mit gestrecktem Arm den »Führergruß« vollzogen. Begründet hat er das mit der Sache, an die er sich gestellt wusste.¹⁸ Er wollte sich und andere nicht sinnlos ans Messer liefern.¹⁹ Die zentrale Gestalt des katholischen Widerstandes, Kardinal Graf von Galen (»der Löwe von Münster«), beendete zwei seiner drei historisch gewordenen Protest-Predigten von 1941 mit der Aufforderung, »für unser deutsches Volk und Vaterland und seinen Führer« zu beten. Deutlich erkennbar wird seine Anlehnung an die Töne jener Zeit, wenn er mit dem »Heldentum unserer Soldaten und ihren ruhmreichen Siegen« (wohlgemerkt in verbrecherischen Feldzügen in ganz Europa!) argumentierte und die Auszeichnung katholischer Soldaten mit dem Eisernen Kreuz oder Sturmabzeichen hervorhob.²⁰ Gehen wir in die Geschichte zurück, stoßen wir auf ähnliche Anpassungen immer wieder. Martin Luther beachtete im literarischen Umgang mit dem Papst den gemeinüblichen Kurialstil, titulierte ihn mit »Allerheiligsten Vater« und brachte ihm Ergebenheitsadressen dar, dass uns schwarz wird vor Augen. Bei seinem mutigen Bekenntnis in Worms 1521 stand er, wie es sich gehörte, ständig mit leicht eingeknickten Knien vor Karl V. und redete ihn mit »allernädigster Kaiser« an, obwohl der ihn gern auf dem Scheiterhaufen gesehen hätte. Schließlich haben sich auch Gottesmenschen wie Daniel und Nehemia am heidnischen Königshof nicht dem üblichen Zeremoniell entzogen. Als sie beim Tyrannen vorgelassen wurden, grüßten sie: »Der König lebe ewiglich!«²¹

Eine spezielle Bemerkung ist allerdings zu den Feierlichkeiten bei Grundsteinlegung und Einweihung des Blankeneser Krankenhauses fällig (84-88). Die Besonderheit in diesem Fall kann hier nicht herausgearbeitet werden.²² Christliche Teilnehmer an jenen Feierlichkeiten werden durchaus auf politische Rücksichtnahmen eingestellt gewesen sein. Genauso kann ich mir jedoch auch vorstellen, dass etliche von ihnen die überbordende Ergebenheit in *diesem* Fall als peinlich empfanden – schon damals! Der Bückling geriet zu tief.

¹⁸ Als es um die Frage ging, ob Tabea seinen biblischen Namen aufgeben solle, schrieb mein Vater den Schwestern: »Wir wollen an diesem Namen keinen fruchtlosen Kampf entbrennen lassen.« (92).

¹⁹ Die Episode berichtet als Augenzeuge Eberhard Bethge, in: *E. Bethge*, Dietrich Bonhoeffer, München 1967, 765. Um während des Krieges vom Kriegsdienst freigestellt zu werden, trat Bonhoeffer als Agent in die militärische Abwehr ein. Um aber als Agent glaubwürdig zu sein, verfasste er entsprechende Erfolgsberichte, gewiss versehen mit allen üblichen Formalien.

²⁰ Domkapitel Münster (Hg.), Clemens August Kardinal von Galen. Predigten in dunkler Zeit, Münster 1993, 6.20.23.32.

²¹ Dan 6,22 und Neh 2,3. Für einen gläubigen Juden ist Gott allein ewig!

²² Mir ist nicht bekannt, ob andere Häuser Tabeas (etwa in Bad Sachsa 1936) in dieser Form eingeweiht wurden.

3. »Auf Innerlichkeit fixierte Frömmigkeit«

Nach einer Spitzenaussage des Neuen Testaments wurde »Gottes Liebe durch den heiligen Geist ausgegossen in unsere Herzen«. Dies Thema in seiner letzten Innerlichkeit dürfte uns nie auf die Nerven gehen. Paulus widmet ihm die gewichtigsten Kapitel, die er überhaupt geschrieben hat. Aber Römer 12,1 wendet er das Blatt, indem er mahnt: Nun stellt diesem Gott auch eure Leiber zur Verfügung! Nicht nur das Herz, auch der Leib soll Tempel des Heiligen Geistes sein. Leibloses Christsein, das aus der Drehbewegung ums eigene liebe Herz nicht mehr herauskommt, wäre beziehungslos, bewegungslos, tatenlos, wirkungslos. An diesem Punkt ergibt sich die Berechtigung, mit Paulus eine *falsche* Innerlichkeit aufs Korn zu nehmen. Die Verfasserin meint im damaligen Tabewerk eben diese falsche Innerlichkeit erkennen zu können. Sie füllt den Begriff, soweit ich sehe, zweifach:

1. Im oben abgedruckten Absatz tadelt sie die »apolitische« Haltung dieses Christseins. Nun mag es bei Einzelnen in Tabea das Selbstverständnis gegeben haben, abseits vom politischen Kampf ein stilles Friedensreich zu bilden, aber ich hoffe gezeitigt zu haben, dass das politische Feld im Allgemeinen durchaus besetzt war, wenn auch leider irregeleitet. Doch auch auf ganz andere, auf positive Weise war man in Tabea politisch befasst. Die Schwestern, die vorbehaltlos Nazis, Sozis, Juden, Sinti, Moslems und auch missgebildete wie debile Menschen pflegten, hatten sich in städtischen Häusern ideologischer Angriffe und auch massiver Abwerbung zu erwehren. Die menschenverachtende Rassen-theorie, die damals schon seit Jahrzehnten in unserm Volk geschwelt hatte, war über Nacht Tagespolitik geworden. Insofern ging es im Alltag der Diakonie überhaupt nicht apolitisch zu. Und weiter: Auf S. 80 findet die Verfasserin, dass Tabea ab 1936 den Rückzug aus dem öffentlichen Leben antrat. Aber war nicht der Bau des Blankeneser Krankenhauses unter widrigsten Umständen ein energischer Schritt in die Öffentlichkeit? Doch für die Zeit nach der Einweihung im März 1940 findet sie erneut (88): »Die Verhandlungen hatten Tabea jedoch in eine insgesamt defensive Rolle gegenüber den staatlichen Behörden gedrängt, die sie zu demonstrativer Loyalität verpflichtete und jede Form von Resistenz verhinderte.« Doch gerade der Satz zuvor berichtet, dass ab jetzt in den Krankenzimmern durch Lautsprecheranlage »entgegen staatlicher Vorschriften (!) auch während des Krieges regelmäßig Gottesdienste übertragen wurden.« Auch Parteigrößen bevorzugten, wenn sie Pflege brauchten, gerade dies kleine konfessionelle Krankenhaus im Blankeneser Vorort. In dessen Vorhalle empfing sie das Bibelwort: »Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.« An jedem Sonntag konnte dort jedermann die christliche Botschaft hören. Meines Wissens fand sich allerdings nie ein Patient, der deswegen Anzeige erstattet hätte.

2. Als Pflege falscher Innerlichkeit gilt auf S. 81, dass für die Zeit nach 1936 »die biblischen Besinnungen bis in die Kriegszeit hinein rein erwecklicher Natur waren«. Ab Kriegsbeginn ging es in allen Familien um Tod und Leben, ab 1941 wurden die Horizonte dunkel und dunkler, und bald taten die Schwestern ihren Dienst in zerbombten Städten, in Luftschutzkellern, in Lazaretten, in zerschlagenen Gemeindefamilien und in Flüchtlingsströmen. Sie warfen sich mit ihrem leibhaftigen Dasein in das grausame Räderwerk. Dass sich unter diesen Verhältnissen die Verkündigung auf Erweckung von Glaube, Liebe und Hoffnung konzentrierte, lag nicht so fern. Wenn selbst eine Schnecke ihr Schneckenhaus hat, darf auch der Mensch sich einmal zurückziehen und sich bergen im Gott allen Trostes.

Seit Römer 12,1 mahnt der Apostel die Christenheit, nicht den Weg falscher Innerlichkeit zu gehen. Die prüfende Frage, ob wir nicht Mystik an die Stelle von Gehorsam setzen und setzen, steht im Raum und wartet auf differenzierte Antworten.

4. Zum Schlussabschnitt »Nach dem Krieg« (95f)

Nach 1945 erreichte meinen Vater vereinzelt Kritik. Dennoch versah er im vollen Vertrauen derer, die ihn kannten, noch 20 Jahre seinen Dienst in Tabea, nämlich bis zu seinem Sterbetag am 27. September 1965. Der Schlussabschnitt »Nach dem Krieg« widmet sich allerdings nicht dieser weiteren Entwicklung, sondern bringt eine zusammenfassende Beurteilung. Einige entscheidende Sätze kommentiere ich hier.

1. »In den Verlautbarungen nach Kriegsende fällt auf, dass Reflexionen über eine mögliche schuldhafte Verstrickung in der NS-Diktatur fehlen.« Immerhin registriert die Verfasserin auf S. 93 solche Reflexionen schon unter dem 5. Februar 1944, einem Zeitpunkt also, als die Blitzkriegstrategie gegen Russland gescheitert war, die sowjetischen Armeen unaufhaltsam den deutschen Grenzen nahten, auf dem Balkan der Partisanenkrieg aufflammte, die Amerikaner schon mitten in Italien standen, ihre Invasion an der Kanalküste in der Luft lag, Tag- und Nachtangriffe aus der Luft eine deutsche Stadt nach der anderen zerschlugen und der Zusammenbruch des Hitlerreiches absehbar war. Offenbar bewegte meinen Vater aber mehr als die militärische Niederlage, wenn er in dieser Schwesternstunde sagte und allen Schwestern schrieb: »Wir haben selber mitgesündigt und müssen mit durch Buße und Beugung gehen, wenn Gott sich unseres Volkes wieder erbarmen soll.« Ich kann den Zusammenhang dieses Satzes über schuldhafte Verstrickung nicht überprüfen, aber er wird kaum ein Irrläufer gewesen sein.
2. »Nach außen beugte man sich ohne nennenswerten Widerstand den staatlichen Vorgaben.« Jetzt sind also die behördlichen Eingriffe und

Schikanen rüdester Art im Blickfeld. Im städtischen Kinderkrankenhaus Rothenburgsort war es im Rausch der »Machtergreifung« sogleich 1933 beschlossene Sache, die große Gruppe von Tabea-Schwestern, die die Arbeit schon seit 1922 trugen, durch »braune Schwestern« abzulösen. Der Kampf zog sich in »sicher sehr schweren schwierigen und kontroversen Verhandlungen« (75) zwei Jahre hin. Da war schon nennenswerter Widerstand! Doch weiter: Welche Erwartungen stellen wir an Widerständigkeit unter totalitären Regiment? Ein blanker Konfrontationskurs verbietet sich schon aus rationalen Gründen. Für christlichen Widerstand kommt aber noch ein Faktor hinzu, nämlich die Einhaltung der Friedenspflicht nach Römer 12,18: »Ist's möglich, soviel an euch liegt, habt mit allen Menschen Frieden.« Selbst angesichts eines feindseligen Gegenübers kann die Losung nicht heißen: »Viel Feind, viel Ehr!« sondern: »Liebt eure Feinde, segnet, die euch fluchen. Eure Güte sei kund allen Menschen. Der Herr ist nahe!« Dies geistliche Moment kann Christen allerdings zu Verhaltensweise bringen, die von außen betrachtet als inkonsequent empfunden werden. Unbeirrbares Bemühen um gute Zusammenarbeit bis hin zur »zweiten Meile« von Matthäus 5,41 setzt sich leicht dem Verdacht der Kumpanei aus. Dieser Verdacht führt dann zu einer negativen Färbung von an sich mehrdeutigen Ausdrücken wie »Taktieren, Pragmatismus, Kompromiss, Anpassung, Akkomodation, Sicherung des eigenen Werkes«. Doch wo immer Machtstrukturen installiert sind wie in Firmen, Lehrinrichtungen oder Krankenhäusern – wohlgemerkt auch in einer demokratischen Gesellschaft, auch im internen christlichen Raum –, gibt es ohne solche Vorgänge kein Zusammenwirken. Sensiblen Menschen muss man das nicht erst sagen. Unter einem totalitären Regime treten sie allerdings jedermann grell ins Bewusstsein. Wichtig bleibt nur, dass es nicht zur *unbedingten* Anpassung kommt, die die christliche Identität beschädigt. Und richtig ist schließlich auch, dass geistliche Motive häufig von allzu menschlichen Regungen umspielt werden. Christen reinsten Wassers gibt es nicht.

3. »Das Schweigen zum Unrecht des NS-Regimes und das Abrücken von den Opfern des Regimes muss angesichts der Weisungen des Evangeliums als schuldhaft und beschämend betrachtet werden.« Ich denke jetzt an eine jüdische Familie, der Tabea mit Rat und Tat half. Ein Glied dieser Familie äußerte mir gegenüber noch nach Jahrzehnten Verständnis und Dankbarkeit für die notgedrungen begrenzte Art dieser Hilfe. Ferner berichtet der Aufsatz auf S. 74-77 auch von einer Leidensgemeinschaft Tabeas mit einem jüdischen Mitarbeiter, nämlich mit jenem jüdischen Chefarzt Dr. Stamm im Kinderkrankenhaus Rothenburgsort. Nach einigen Monaten wurde er aus seinem Lebenswerk entfernt, nach geraumer Zeit in ähnlicher Weise aber auch 27 Tabea-Schwestern. Diese Erfahrung wurde allerdings für die Leitung des Mutterhauses zu einem Schlüsselerlebnis. Wie unter Schock handelte

sie und stellte zwei Monate später von sich aus an die private Frauenklinik in Darmstadt die Forderung, dass der dort leitende jüdische Arzt Dr. Wolff zurücktreten möge; sonst würde Tabea seine Schwestern zurückziehen (81-84). Es ist sehr anstrengend, diesen Abschnitt ruhig zu lesen. Tröstlich nur ein Nachtrag von Emanuel Brandt, der in der ersten Veröffentlichung dieses Artikels in der Tabea-Festschrift von 1999 auf S. 121 anfügt: »Dr. Paul Wolff ist 1936 mit seiner Frau nach Amerika emigriert. Er hat dort durch ein Zusatzexamen in Austin/Texas die amerikanische Zulassung erworben und bis 1969 (d.h. bis in 84. Lebensjahr) in Dallas/Texas praktiziert, wo er am 20. Februar 1974 verstarb. Dr. Wolff ist mit seiner Frau nach dem Krieg ab 1954 dreimal zu Besuchen nach Deutschland zurückgekehrt.«²³

Der Verfasserin ist dank weit gespannter Vorarbeiten die erste systematische Aufarbeitung der schwersten Epoche der Tabea-Geschichte gelungen. Das Studium ihres Artikels könnte für mancherlei Jubiläumsfeiern neue Anstöße vermitteln und zum Segen gereichen, wobei das Wort »Segen« hier keine Floskel ist. Auch mir persönlich klärte sich einiges ab. Meine Wortmeldung zeigt, wie stark ich mich als mannigfach Betroffener auf diese Grundlegung eingelassen habe.

Bibliographie

- Balders, G.*, Heilige Gefolgschaft. Über das »Führerprinzip« im Bund der Baptistengemeinden am Anfang des Dritten Reiches, in: ThGespr (1979), 3-5.
- Benz, W.*, Deutscher Widerstand 1933-1945, in: Informationen zur politischen Bildung, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1994, H. 243
- Bethge, E.*, Dietrich Bonhoeffer, München 1967
- Diakoniewerk TABEA e. V. (Hg.), 100 Jahre TABEA: 1899-1999 (FS), Hamburg 1999
- Domkapitel Münster (Hg.), Clemens August Kardinal von Galen. Predigten in dunkler Zeit, Münster 1993
- Strübind, A.*, Die unfreie Freikirche. Der Bund der Baptistengemeinden im »Dritten Reich«, Neukirchen 1991, 195-196
- Thamer, H.-U.*, Nationalsozialismus I. Von den Anfängen bis zur Festigung der Macht, in: Informationen zur politischen Bildung, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1996, H. 251
- , Nationalsozialismus II. Führerstaat und Vernichtungskrieg, in: Informationen zur politischen Bildung, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2000, H. 266

²³ Ganz anders vollzog sich für Dr. Stamm das Schlusskapitel: Gemeinsam mit seiner Frau entzog er sich 1941 durch Selbsttötung der drohenden Deportation.